

BAUNETZWOCHE #306

Das Querformat für Architekten, 8. Februar 2013

Donnerstag

„Was soll das eigentlich?“ fragt Helmut Schmidt heute in jedem Tagesblatt. Der Altbundeskanzler, der einst davon träumte, Architekt zu werden, bringt die Debatte um die Rekonstruktion des Berliner Stadtschlusses wieder ins Rollen: „Ob das breite Publikum dieses Schloss wirklich will, das bezweifle ich. Ich würde es nicht wieder aufbauen. Es war ja ein preußisches Schloss, und es gibt keinen Grund, Preußen wiederauferstehen zu lassen.“ Doch im ZEIT-Interview geht es nicht nur um Rekonstruktion, sondern um gute Architektur und Stadtentwicklung – gemeinsam im Gespräch mit Louisa Hutton. Und ihr Urteil zum Berliner Schloss ist mindestens genauso wichtig: „Ja eine verrückte Idee“ sagt sie, „und eine traurige Idee, einfach auf Reste der Vergangenheit zu bauen. Es fehlt offenbar der Mut, etwas für die Gegenwart zu errichten.“

Freitag

Das sich die Schließung des Flughafen Tegel in Berlin verzögert, ist bekannt, doch nun sollen noch 50 Millionen Euro für Infrastruktur und Umbau des Terminal C investiert werden. Damit der Bau noch bis zum unbestimmten Eröffnungstermin des BER und vielleicht auch darüber hinaus dem erhöhten Aufkommen gewachsen ist.

Special:
MYTHOS
ARCHITEKTUR
ATELIER



[BAUNETZWOCHE-Newsletter bestellen!](#)

Urban catalyst Mit Zwischennutzungen Stadt entwickeln

Die Idee zu Urban Catalyst entstand in den 90er Jahren, als das angenommene Bevölkerungswachstum in Berlin ausblieb und die Masterpläne der Entwicklungsgebiete nur teilweise umgesetzt werden konnten. Leerstand, innerstädtische Brachen und unfertige Stadträume bildeten den Nährboden für temporäre und informelle Nutzungen. Sie wurden von der Stadt lange tabuisiert und gar als bedrohlich eingestuft. Heute erkennt man sie immer mehr als Chance, vor allem dann, wenn etablierte Entwicklungsmethoden versagt haben.

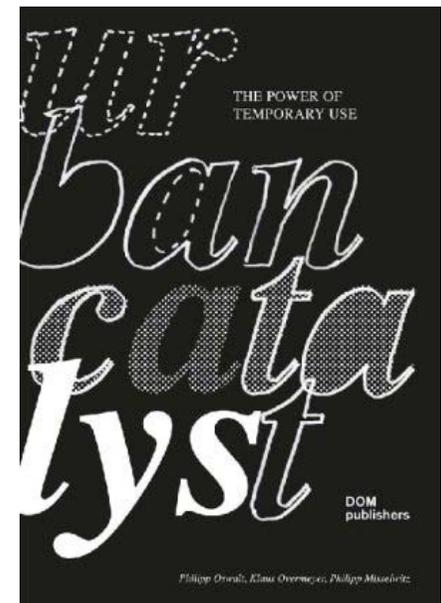
Philipp Oswalt, Klaus Overmeyer und Philipp Misselwitz, die Herausgeber des Buches haben das Potential temporärer Nutzungen in fünf europäischen Ländern wissenschaftlich untersucht und zudem Projekte selbst initiiert und begleitet. So blickt das Werk nach zehnjähriger Forschungsarbeit auf eine Breite an informellen Aneignungen, die über die bekannten Beispiele hinaus gehen. Zudem gelingt es ihnen die Formen des Temporären mit treffenden und eingängigen Worten zu typologisieren. So werden im Sinne einer „Logik des Unplanbaren“ unter anderen „Lückenbüsser“, „Pionier“ oder „Parasit“ vorgestellt. Die

Potentiale des Informellen werden in Texten und Interviews diskutiert. Im Anschluss werden sechs Handlungsstrategien vorgestellt, die zeigen, wie sich informelle Nutzungen mit klassischer Stadtentwicklung verknüpfen lassen. Unter den Kategorien „erobert“, „initiiert“ oder „formalisiert“ finden sich jeweils Beispiele wie die Zwischenpalastnutzung (Berlin), Fusion (Mecklenburg-Vorpommern) und Spitalfields Market (London). Diese werden in ihrer Entwicklung mit allen Schwierigkeiten textlich kurz und präzise erläutert. Auch das Layout bewegt sich im Informellen, es experimentiert mit unkonventionellen grafischen und farblichen Gestaltungsmitteln, die überraschen und die Differenzierung zwischen Kapiteln und Strategien erleichtern.

(Lydia Kotzan)

urban catalyst
DOM publishers
Berlin, 2013
384 Seiten,
17 x 24 Zentimeter,
broschiert,
37,00 Euro

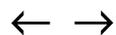
www.urbancatalyst-studio.de



MYTHOS ARCHITEKTUR ATELIER



Sou Fujimoto Architects, 2011



01 Editorial

02 Buchrezension

03–20 Special

21 Tipp

22 Erfindung der Woche

23 Bild der Woche

BAUNETZWOCHE' 306

1

*Wir kennen die Werke der Architekten, aber ihr Arbeitsort bleibt uns meist verborgen. Dabei kann uns das Atelier viel über Person und Philosophie verraten. In der Fotografi-
ausstellung „Mythos Architekturatelier“ in der Stuttgarter Architekturgalerie Am Weißenhof kommt man ihm derzeit näher – ob im Hausboot, Großraum oder Werkstatt.*

Vom Mythos des Architekturateliers

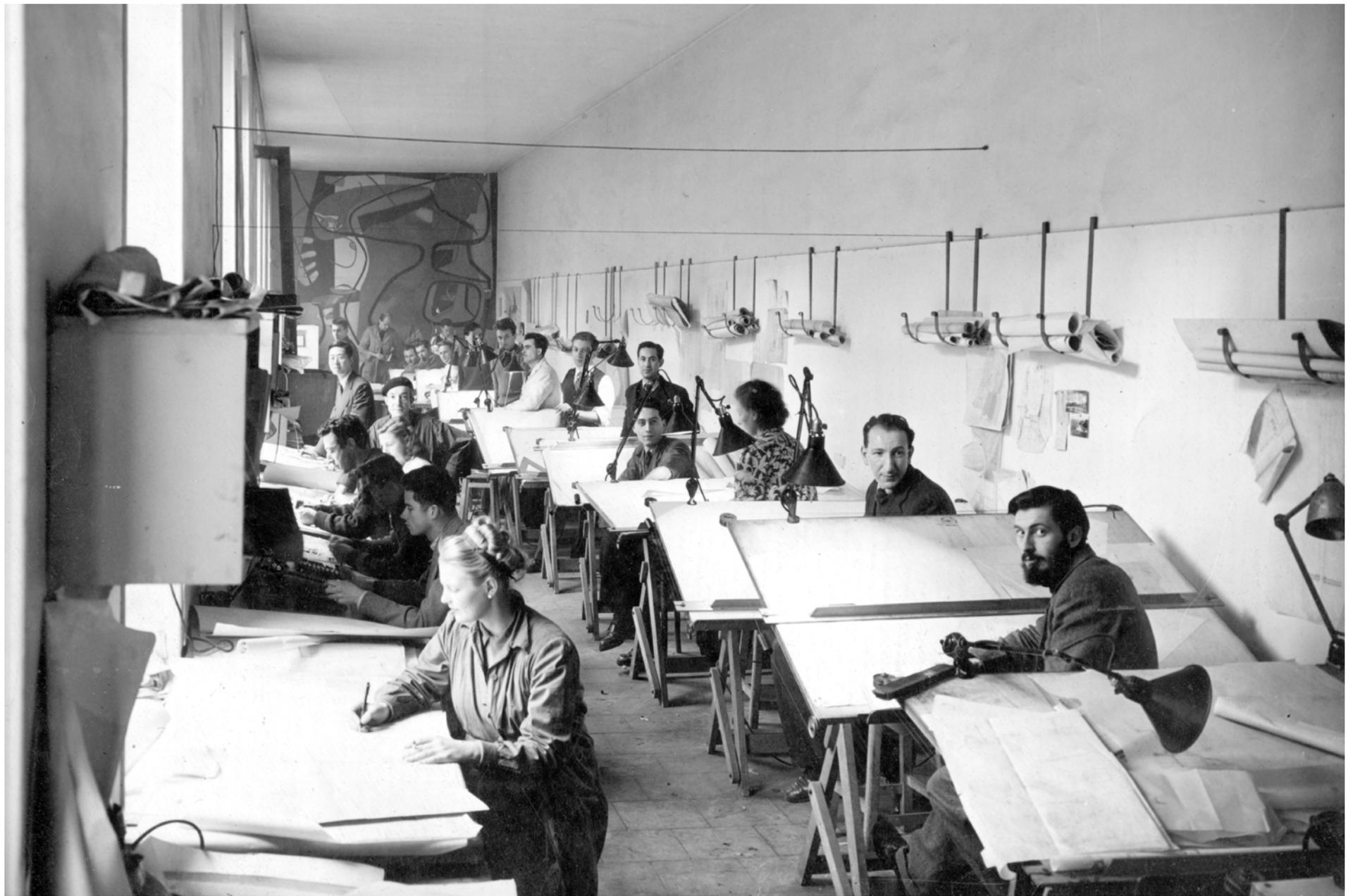
Im Atelier manifestieren sich die Ideen über Diskussionen, Skizzen, Modelle und Zeichnungen. Es ist ein Ort des Zusammenkommens, sei es für den kreativen Austausch unter Kollegen oder dem Gespräch mit dem Bauherren. Der Öffentlichkeit bleibt er meist verwehrt. Um so besonderer ist der Einblick in den „Mythos Architekturatelier“, den die Stuttgarter Architekturgalerie Am Weißenhof in der gleichnamigen Fotografieausstellung derzeit ermöglicht. Der Begriff „Atelier“ stammt aus dem Französischen und steht im eigentlichen Sinne für die Werkstatt. Für den Architekten haben sich neben dem Atelier auch die Begriffe Studio und Büro durchgesetzt, die heute viel treffender scheinen. „Denn damit man überhaupt von einem Atelier sprechen kann, muss ein Stück der Kunst, die darin entsteht, auf den Raum, der sie umgibt, übergegangen sein.“ erklärte Gerd de Bruyn in seiner Eröffnungsrede. Dann kann das Atelier gewissermaßen als Selbstportrait des Architekten bezeichnet werden, das sich in der räumlichen Gestaltung, Einrichtung und Arbeitsmethodik zeigt. Aber es erzählt nicht nur vom Architekten, sondern im Vergleich auch vom Wandel des Berufsstandes. Die Werkzeuge des Architekten haben sich in den letzten dreißig Jahren grundlegend verändert – vom Zeichentisch hin zum Computerarbeitsplatz. Doch grundlegende Werkzeuge und Raumkonzepte scheinen davon unbeeindruckt zu bleiben.



Leo von Klenze, *Klenzes Arbeitszimmer von Christian Jank, München 1864*
(Bild: Staatliche Graphische Sammlung München)



SANAA, Tokio 2012 (Foto: Kazuyo Sejima + Ryue Nishizawa / S A N A A)



Le Corbusiers Atelier in der Rue de Sèvres, Paris (Foto: FLC / VG Bild-Kunst, Bonn 2013)



Bottega+Ehrhardt, Stuttgart (Fotos: David Franck, 2009)

Der „schmale Schlauch“

Die wohl ausführlichste überlieferte Beschreibung eines historischen Ateliers bietet *Le Corbusier*. Ganz im Gegensatz zu seiner „chaotisch erscheinenden Arbeitsorganisation“ hat der Schweizer Architekt sämtliche Unterlagen von Plänen, Korrespondenzen bis hin zu Skizzen auf Papierschnipseln gesammelt und zu Lebzeiten der Stiftung „Foundation Le Corbusier“ übergeben. 3,60 Meter breit und 35 Meter lang war Le Corbusiers Atelier in der Rue de Sèvres in Paris. Hier arbeitete er seit der Bürogründung mit seinem Cousin Pierre Jeanneret 41 Jahre lang. Der korri-

dorähnliche Raum befand sich im ersten Stock eines ehemaligen Jesuitenklosters. Für den Architekten erfüllte sich damit der Wunsch nach einem Arbeitsort in einer meditativen Umgebung. Die hohen Fenster des schmalen Raumes ermöglichten den Blick in den klösterlichen grünen Innenhof. Entlang der Wand standen die Zeichentische eng aneinander aufgereiht. Ein wandfüllendes Gemälde an der Stirnseite, sein Raummodul „Petit Atelier“ sowie eine „Modulor“-Lithographie repräsentierten sein Schaffen. In der Rue de Sèvres fand der Austausch mit seinen Mitarbeitern und Kunden statt. Seinen Rückzugsort bildete sein Atelier in der Rue Nungesser-et-Coli. Zwischen Büchern, Gemälden und Fundstücken entstanden hier

Skulpturen, Gemälde und erste architektonische Ideen. In jungen Jahren verbrachte Le Corbusier die Vormittage in seinem Maler-Atelier und tauschte sich erst am Nachmittag mit seinen Kollegen aus. Später kehrte sich dieser Arbeitsrhythmus um.

Auch heute findet sich das Raumkonzept wieder: Gleich neben der Fotografie Le Corbusiers ist in der Ausstellung die Innenaufnahme des Stuttgarter Büros *Bottega + Ehrhardt* platziert. Die Verwandtschaft zum Pariser Büro sei Ihnen bislang noch nicht bewusst gewesen, sagen die Architekten. Doch mit der Raumgeometrie von dreißig mal vier Metern und der Ausrichtung der

Arbeitsplätze entlang der Fensterseite kommt es diesem sehr nahe. „Fehlt eigentlich nur noch das Wandgemälde an der Stirnseite“, fügt Henning Ehrhardt schmunzelnd hinzu. Das Büro bezog eine 240 Quadratmeter große Loftetage in einem Hinterhaus im Stuttgarter Westen. Die ehemalige Schreinerei sollte räumlich optimal ausgenutzt und inszeniert werden. So entschied man sich, den Raum längs durch eine geknickt laufende Mittelwand zu trennen. Hinter dieser befinden sich Besprechungsräume, Archiv und Teeküche. „Unser Büro sollte Großzügigkeit, Ruhe und Aufgeräumtheit ausstrahlen.“ so Ehrhardt, „Die Homogenität des Raumes durch das Eintauchen in die Farbe Lichtgrau an Boden, Wand und Decke soll dies verstärken. Die geknickte Wand mit der Hinleitung zum Eingang verleiht dem Längsraum wiederum ein Spannungsmoment. In diesem Sinne spiegelt unser Büro auch unsere Architektur wieder: Klarheit, Reduktion und Einfachheit in Form und Materialität.“

Das Atelier als Werkstatt

Der Arbeitsort des indischen Kollektivs *Studio Mumbai* gleicht einer großen Werkstatt. Auf einem Grundstück von zwei Hektar erproben hundert Handwerker und Architekten gemeinsam lokale Materialien und Bauweisen. Sie fertigen im Freien und in Werkstätten Modelle, Mock-Ups, Material- und Farbproben. Ihre Ideen entwickeln sie hauptsächlich über das Modell, aber ebenso



Materialsammlung Studio Mumbai (Foto: Studio Mumbai Architects, 2011)



Freiraumwerkstatt, Studio Mumbai in Alibag, Indien (Foto: Studio Mumbai Architects, 2011)

in Zeichnungen und Skizzen. Das Atelier befindet sich im indischen Küstenort Alibag. Mumbai dient nur administrativen Zwecken, hier fänden sie nicht den Platz, der ihnen die Kleinstadt bietet.

Ihre kreative und am Handwerk orientierte Arbeitsweise wurde bei der Architekturbiennale 2010 öffentlich erlebbar gemacht. Den außergewöhnlichen Einblick in den Arbeitsprozess würdigte die Jury des Goldenen Löwen mit einer lobenden Erwähnung. Das Modell spielt auch beim japanischen Architekten *Sou Fujimoto* eine große Rolle. In seinem 430 Quadratmeter großen Tokioter Atelier türmen sich unzählige Papiermodelle. Das Modell ist für den Architekten das geeignetste Medium, um Ideen zu verdeutlichen und diese zu diskutieren. Er möchte sich von keinem trennen, sie erzählen einerseits den Entwurfsprozess eines jeden Projektes, und andererseits dienen sie der Inspiration für neue Aufgaben.



Sou Fujimotos unzählige Papiermodelle (Foto: Sou Fujimoto Architects, 2011)



Sou Fujimotos Modellbauwerkstatt in Tokio (Foto: Sou Fujimoto Architects, 2011)



Atelier Nikolaus Bienefeld in Swistal-Odendorf (Fotos: Peter Oszwald, 2013)

Der Solist

In Deutschland ist das Architekturbüro mit einem oder zwei Mitarbeitern am häufigsten verbreitet. Meist mieten sie sich in Ladengeschossen, größeren Bürogemeinschaften oder Wohnungen ein. Auch der Architekt *Nikolaus Bienefeld* arbeitet mit einem Mitarbeiter in einem gemieteten Atelier. Deshalb vermag der Raum an sich nicht sein Architekturverständnis zeigen, aber seine ausgestellten Materialstudien, Zeichnungen, Skulpturen und Modelle verraten dem Betrachter etwas über seine Architektur und seine eigentliche Profession. Denn Bienefeld ist ausgebildeter Maler und Bildhauer. Er hat erst später durch seinen Vater Heinz Biene-

feld zur Architektur gefunden. Die Beispiele im Regal sollen vor allem in Gesprächen mit Bauherren inspirieren und anregen und aufzeigen, wie vielschichtig Architektur ist. Auch der Schweizer Architekt *Peter Märkli* arbeitet überwiegend allein. Er hat gleich zwei Arbeitsorte in Zürich: Atelier und Büro. In seinem Atelier arbeitet er vor allem morgens. So kann er Gedanken und Ideen, die ihm in der Nacht kommen, konzentriert und in Ruhe verfolgen. Erst nachmittags fährt er in sein Büro, um Projekte mit seinen Mitarbeitern zu besprechen. Die Zeichnung ist für ihn das wichtigste Instrument, um eine Idee zu formulieren. An seinen Wänden pinnen Zeichnungen, das heißt Fassadenansichten und Schnitte, die er gerne an der senkrechten Wand

betrachtet und überprüft. In seinem Atelier hat er nachträglich Wände einziehen lassen, sie geben ihm mehr Fläche für seine Skizzen. Außerdem schien ihm der große Raum unbrauchbar, in drei Räumen kann er seine Arbeit besser strukturieren. Alles liegt gut übersichtlich in Stapeln offen herum. Ein wichtiges Moment in seinem Atelier ist die Liege: „Der Espresso, die Zigarette und seine Liege im Büro geben mir die Möglichkeit, Distanz zu meinen Projekten zu gewinnen.“ erklärt Märkli. So spiegelt sein Atelier mit seinen unzähligen Zeichnungen in erster Linie seine Arbeitsweise wieder. Aber vor allem wünscht sich Märkli, dass sein Interesse ablesbar wird, denn dieses gilt neben der Architektur auch der Malerei und Bildhauerei.



Peter Märkli in seinem Züricher Atelier (Foto: Peter Regli, 2011)



Das wichtigste Instrument: die Zeichnung (Foto: Peter Regli, 2011)

Der Großraum

Auch das Großraumbüro ist ein geläufiges Konzept. Es wird oft mit einem Verlust der Privatsphäre und Lärm assoziiert. Aber es fördert auch die Kommunikation unter Kollegen.

Mies van der Rohe entschied sich nach seiner Übersiedlung nach Amerika für diese Büroform. Sein vorheriges Berliner Atelier war im Gegensatz dazu kleinteiliger: die ehemalige Wohnung der Familie, Am Karlsbad 24, wurde mit der zunehmenden Auftragslage Mies van der Rohes gänzlich in ein Architekturbüro umgewandelt. Die Arbeitsräume sollen eher nüchtern mit Arbeitstischen und einer Zeichenwand ausgestattet gewesen sein. Diese Nüchternheit ist auch in seinem Chicagoer Büro, das er 1939 eröffnete, wieder zu finden. Friedrich Wagner (Naila) der Fotograf der Abbildungen und langjähriger Professor für Architektur an der Universität Stuttgart, arbeitete von 1958 bis 1960 in Mies' Chicagoer Büro: ein klassisches Großraumbüro in der Innenstadt, mit einen imposanten Ausblick.

Gut 60 Jahre später arbeitet das New Yorker Architekturbüro *Diller Scofidio + Renfro* in annähernd gleichen Räumlichkeiten. Die runden Stahlbetonstützen, die umlaufende Fensterfront und der Ausblick auf die Großstadt, in diesem Fall New York, ist auch hier wiederzufinden. Die Arbeitstische sind hier wesentlich enger gestellt und die Zeichenschiene durch den Computer ersetzt. Modellstudien, Papierrollen, Ordner und Bücher bestimmen gestern wie heute noch die Arbeitsweise eines Architekten.



Atelier Mies van der Rohe in Chicago (Foto: Friedrich Wagner, 1959)



Großraumbüro Diller Scofidio + Renfro in New York (Foto: Patrick Ngo. Courtesy of Diller Scofidio + Renfro)



Ausblick auf Chicago vom Atelier Mies van der Rohe (Foto: Friedrich Wagner, 1959)



Das schwimmende Atelier auf dem Elbkanal (Fotos: Hauke Dressler, 2010)

Das schwimmende Architekturatelier

Ob mangels Wohnraum oder aus Liebe zum Wasser – Hausboote haben sich in wasserreichen Städten bereits als attraktiven Wohnraum etabliert. Warum also nicht auch auf dem Wasser arbeiten?

Amelie Rost vom Hamburger Büro *Rost.Niderehe* ist jedenfalls begeistert von ihrem Arbeitsplatz auf dem Wasser. Sie nahm gemeinsam mit Jörg Niderehe vor fünf Jahren an einem Wettbewerb als Architekten und Bauherren teil, bei dem zehn Bootsliegeplätze auf dem Hamburger Elbkanal vergeben worden sind. Sie gewannen mit ihrem Entwurf und realisierten ihr eigenes Hausboot, indem sie nun arbeiten und wohnen. Die Verknüpfung von Wohn- und Arbeitsraum ist gut durchdacht, so erfüllt die Essküche eine doppelte Funktion als Essbereich und Besprechungsraum. In der unteren Ebene ist ihr Büro eingerichtet, mit großen Fenstern und Blick auf das Wasser. Mit ihrem ersten realisierten Projekt haben sie sich als Architekten selbständig gemacht, natürlich mit der Spezialisierung im Bereich Hausboote.

„Es macht viel Freude, auf diesem Gebiet Pionier zu spielen.“ sagt Rost. Denn in Deutschland gibt es hier noch wenig rechtliche Festlegungen. Ihr Büro versinnbildlicht ihre Architekturphilosophie von offenen Räumen und einfachen schlüssigen Lösungen.



Atelier Rost.Niderebe (Foto: Hauke Dressler, 2010)



Studio „Sjellsand“
(Foto: Unni Skoglund, www.unniskoglund.no)



Das schwimmende Büro in Trondheim
(Foto: Tyin Architects, 2012)



Arbeiten in der Kajüte (Foto: Unni Skoglund)

Auch das norwegische Architekturbüro *Tyin tegnestue* arbeitet gemeinsam mit zwei anderen Architekten auf dem Boot „Sjellsand“ in Trondheim. Die Architekten haben für ihr schwimmendes Büro ein Frachtschiff aus den 60er Jahren umgebaut. Die Hülle haben sie im Original belassen, innen aber die Bugwände isoliert und mit Sperrholzplatten verkleidet, die ehemalige Ladeluke durch ein Glasdach ersetzt und den Frachtraum für Besprechungen umfunktioniert. Seit 2008 realisieren die Architekten Projekte in Norwegen, aber vor allem in Thailand, Indonesien und Uruguay gemeinsam mit örtlichen Akteuren und in traditioneller Bauweise.

Wie kamt ihr auf die Idee euer Büro in einem Hausboot einzurichten?

Andreas G. Gjertsen, Tyin tegnestue:
Den Kapitän des Bootes lernten wir bei einem Projekt kennen, an dem wir gemeinsam arbeiteten. Er ist auch Architekt und wir teilten uns ein Studio, bis wir das ehemalige Frachtschiff bezogen.

Wie würdet ihr euren Arbeitsplatz beschreiben?

AG: Das Boot ist eigentlich ein normaler Arbeitsraum. Wir haben Arbeitsplätze für fünf bis sechs Leute, einen Pausenraum, Teeküche, Konferenzraum, auch Drucker und Internet.

Wie fühlt es sich an auf dem Wasser zu arbeiten?

AG: Bei Ebbe fühlt es sich an, als würden wir im Untergeschoss arbeiten, aber mit unserem großen Oberlicht könnte es ebenso gut ein Dachgeschoss sein. Es schwankt ein bisschen bei Unwetter, und die Temperatur ist wechselhaft: kühl am Morgen und warm am Abend. Außerdem müssen wir uns bei Meetings nach der Tide richten. Es ist kompliziert, das Boot bei Ebbe zu betreten. Bauherren haben es dann sehr schwer das Boot überhaupt zu finden und einzusteigen.

Der Tyin ist ein See in Norwegen. Habt ihr euren Namen auf Grund eures schwimmenden Büros gewählt?

AG: *Tyin* ist der Name eines anderen Bootes, das uns 2007–2008 gehörte. Wie vermutet, lag es auf dem Tyin-See. Hier entstand die Idee, das Boot nicht nur zum Leben, sondern auch als Studio zu benutzen.

Danach reisten wir einige Jahre, bis wir uns niedergelassen haben. Das Boot scheint für uns der passende Ort zum arbeiten zu sein.

In welcher Büroform seht ihr euch zukünftig?

AG: Wenn wir das Team vergrößern sollten, kommen wir mit dem Boot an unsere räumlichen Grenzen. Dann würden wir uns vermutlich nach einem ganz normalen Büroraum umsehen, mit einem Raum für Workshops, um Modelle und Prototypen bauen und testen zu können. Für uns gewinnen praxisorientierte Anwendungen immer mehr an Bedeutung.



Atelier Tyin tegnestue (Foto: Tyin Architects, 2012)

Das mobile Büro

Wie könnte die Zukunft des Architekturateliers aussehen, hat es überhaupt Zukunft? Die Internationalisierung der Arbeit, die Datenspeicherung in so genannten „clouds“ und die Kommunikation über Social Media und Videokonferenzen erübrigen vielleicht zukünftig den stetigen Arbeitsort. „Digitale Nomaden“ werden die ortsunabhängigen Unternehmer genannt. Ihre wichtigsten Werkzeuge sind Laptop und Mobiltelefon. Für Daniel Dendra von *anOtherArchitect* ist die Beschreibung zutreffend. Er hat in Berlin eine „Basisstation“, ein Architekturbüro, indem er sich eingemietet hat. Seine Basis hat er in den letzten fünf Jahren bereits vier Mal gewechselt.

„Vergleichbar mit einem Schneckenhaus, das örtlich unabhängig ist und deshalb mit seinen Mitarbeitern mitwachsen kann“, so Dendra. Die meiste Zeit verbringt er allerdings projektbedingt in anderen Zeitzonen. Alles, was er dort zum Arbeiten benötigt, ist WiFi – ob im Café, im Flughafen oder in „Coworking Spaces“. Das sind Institutionen, die Arbeitsplätze mit der zugehörigen Infrastruktur zeitweise vermieten. Dieses Angebot und die Zunahme an international zusammenarbeitenden Teams sieht er als Indikatoren dafür, dass sich diese Form des ortsungebundenen Arbeitens immer mehr durchsetzen wird. Doch wie auch das papierlose Büro noch in weiter Ferne liegt, bleibt auch diese Form des Arbeitens nur Wenigen vorbehalten.

(Texte und Interview: Lydia Kotzan)



Besprechung im Münchner Hotel
(Fotos: Daniel Dendra,
anOtherArchitect)



Im Restaurant in Jaroslavl,
Russland



Berliner „Basis“ und Coworking-
Space von *anOther Architect*



Tomatensaft und Laugenbrot
neben der Arbeit in 10.000
Meter Höhe

Weiterführende Literatur:
*Der Sinn der Unordnung,
Arbeitsformen im Atelier Le Corbusier*
von Karen Michels,
Vieweg, Braunschweig, 1989

Ausstellung **Mythos Architekturatelier**

bis zum 17. März 2013
Mi-Fr: 14-18 Uhr
Sa-So: 12-18 Uhr

Architekturgalerie Am Weißenhof
Am Weißenhof 30
70191 Stuttgart
www.weissenhofgalerie.de

Ein großer Dank geht an die Kuratoren
der Ausstellung Kyra Bullert, Raoul
Humpert, Chrissie Muhr und Klaus Jan
Philipp für ihre Unterstützung.

Ferien bei den Zumthors

Wenn es um die Heimat geht, zeigen sich auch Pritzker-Preisträger mitunter ganz nah. Im Weiler Leis bauten Annalisa und Peter Zumthor 2009 zwei Ferienhäuser aus massivem Holz, die mit großformatigen Fenstern das Panorama der umliegenden Berge einfangen. Wird das eine Haus von den Zumthors selbst bewohnt, kann das andere nun als Ferienhaus gemietet werden. Bis November 2013 wird ein drittes Holzhaus das Ensemble auf 1500 Metern Höhe vervollständigen.

Was es mit dem „Oberhus“ und „Unterhus“ auf sich hat, lesen Sie bei Designlines:

www.designlines.de



Zumthors Ferienhäuser in Leis, Schweiz (Foto: Ralph Feiner)

*Erfindung der Woche



Ob handlicher Flachbau oder rollendes Hochhaus, diese Staubsauger braucht man nicht in die Abstellkammer zu räumen. Selbst der eingesaugte Unrat wird, durch die Fensterchen betrachtet, zum Ausstellungsstück. Entworfen hat die Staubsauger-Miniaturhaus-Edition der niederländische Künstler Frank Halmans. Mehr Kuriositäten unter: www.frankhalmans.nl



**Bild der Woche*



Auf den Berlin graphic days präsentierten die Berliner Künstler eboy ihre quirligen Stadtansichten. Hier: ganz London auf einen Blick.
Noch mehr Wimmelbilder gibt es aus Rio de Janeiro, New York, Berlin und Bonn: www.hello.eboy.com